

Inhalt

- Papst Benedikt XVI.: Die Großeltern helfen, die „Krise der Familie“ zu überwinden - 05.04.08
- Papst Benedikt XVI. über den geistlichen Wert von Musik - 24.04.08
- Papst Benedikt XVI. lädt dazu ein, auf den wirksamen Schutz der Jungfrau Maria zu vertrauen - Angelus 18.05.
- Benedikt XVI.: Der Glaube ist Freude, deshalb schafft er Schönheit - Generalaudienz 21.05.08
- Botschaft von Papst Benedikt XVI. zum 97. Deutschen Katholikentag - 21.05.08
- Benedikt XVI.: „Die Eucharistie ist Schule der Nächstenliebe und Solidarität“ - 25.05.08
- Benedikt XVI.: Der Urgrund des Friedens liegt in Gott - Mittwochskatechese 28.05.08

Papst Benedikt XVI.: Die Großeltern helfen, die „Krise der Familie“ zu überwinden
Ansprache anlässlich der diesjährigen Vollversammlung des Päpstlichen Rates für die Familie

ROM, 5. April 2008 - Meine Herren Kardinäle, verehrte Brüder im Bischofs- und Priesteramt, liebe Brüder und Schwestern!

Ich freue mich über das Zusammentreffen mit euch zum Abschluß der XVIII. Vollversammlung des Päpstlichen Rates für die Familie, deren Thema lautete: »Die Großeltern: Ihr Zeugnis und ihre Gegenwart in der Familie«. Ich danke euch, daß ihr meinen Vorschlag von Valencia aufgenommen habt, wo ich sagte: »Unter keinen Umständen dürfen sie [die Großeltern] aus dem Kreis der Familie ausgeschlossen werden. Sie sind ein Schatz, den wir den heranwachsenden Generationen nicht vorenthalten dürfen, vor allem wenn sie ihren Glauben bezeugen.« Ich begrüße besonders Kardinal Ricardo Vidal, Erzbischof von Cebu, Mitglied des Leitungsausschusses, der die Gefühle von euch allen zum Ausdruck gebracht hat, und denke ganz herzlich an den lieben Kardinal Alfonso López Trujillo, der das Dikasterium seit 18 Jahren mit Hingabe und Kompetenz leitet. Wir vermissen ihn unter uns. Ihm gilt unser Wunsch für eine rasche Genesung und unser Gebet.

Das Thema, mit dem ihr euch auseinandergesetzt habt, ist allen sehr vertraut. Wer erinnert sich nicht an seine Großeltern? Wer kann ihre Anwesenheit und ihr Zeugnis in der eigenen Familie vergessen? Wie viele von uns tragen zum Zeichen für Kontinuität und Dankbarkeit den Namen ihrer Großeltern! In den Familien ist es üblich, nach dem Hinscheiden der Großeltern ihrer am Jahrestag ihres Todes mit einer Seelenmesse und, wenn möglich, mit einem Besuch am Grab zu gedenken. Solche und andere Liebes- und Glaubensgesten sind Ausdruck unserer Dankbarkeit ihnen gegenüber. Sie haben sich für uns hingegeben, sich aufgeopfert, in bestimmten Fällen auch hingeopfert.

Die Kirche hat den Großeltern stets dadurch besondere Aufmerksamkeit erwiesen, daß sie ihren großen Reichtum unter dem menschlichen und sozialen wie auch unter dem religiösen und spirituellen Gesichtspunkt anerkannte. Meine verehrten Vorgänger Paul VI. und Johannes Paul II. – dessen dritten Todestag wir vor wenigen Tagen begangen haben – haben in ihren Ansprachen wiederholt die Hochachtung hervorgehoben, die die kirchliche Gemeinschaft für die alten Menschen, für ihre Hingabe und Spiritualität hat. Im besonderen rief Johannes Paul II. während des Jubiläumsjahres 2000 im September auf dem Petersplatz die

Welt der »Senioren« zusammen; bei dieser Gelegenheit sagte er: »Trotz der Einschränkungen, die mit dem Alter verbunden sind, bewahre ich mir die Lebensfreude. Dafür danke ich dem Herrn. Es ist schön, sich bis zum Ende für die Sache Gottes zu verzehren.« Diese Worte sind in der Botschaft enthalten, die der Papst ein Jahr zuvor, im Oktober 1999, an die alten Menschen gerichtet hatte und die ihre menschliche, soziale und kulturelle Aktualität unversehrt bewahrt.

Eure Vollversammlung hat sich mit dem Thema der Präsenz der Großeltern in Familie, Kirche und Gesellschaft mit einem Blick auseinandergesetzt, der die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft zu erfassen vermag. Wir wollen diese drei Momente kurz analysieren. In der Vergangenheit hatten die Großeltern eine wichtige Rolle im Leben und Wachsen der Familie. Auch in vorgerücktem Alter waren sie weiterhin mit ihren Kindern, ihren Enkeln und sogar Urenkeln zusammen und gaben ein lebendiges Zeugnis liebevoller Sorge, Aufopferung und tagtäglicher vorbehaltloser Hingabe. Sie waren Zeugen einer persönlichen und gemeinsamen Geschichte, die in ihren Erinnerungen und in ihrer Weisheit weiterlebte. Heute hat die wirtschaftliche und soziale Entwicklung tiefgreifende Veränderungen im Familienleben mit sich gebracht. Die Alten, darunter viele Großeltern, kommen sich oft wie auf einer Art »Parkplatz« vor: Manche merken, daß sie der Familie zur Last fallen, und ziehen es vor, alleine oder in Altenheimen zu leben – mit allen Konsequenzen, die diese Entscheidungen mit sich bringen.

Die »Kultur des Todes«, die auch das Lebensalter der Senioren bedroht, scheint leider immer weiter voranzuschreiten. Mit wachsender Hartnäckigkeit gelangt man sogar dazu, die Euthanasie als Lösung für die Bewältigung gewisser schwieriger Situationen vorzuschlagen. Es ist daher notwendig, das Alter mit seinen Problemen, die auch mit den neuen familiären und sozialen Rahmenbedingungen aufgrund der modernen Entwicklung zusammenhängen, immer aufmerksam und im Licht der Wahrheit über den Menschen, die Familie und die Gemeinschaft zu bewerten. Es gilt, immer energisch auf alles zu reagieren, was die Gesellschaft entmenschlicht. Die Pfarr- und Diözesangemeinden werden von dieser Problematik nachdrücklich auf den Plan gerufen und versuchen, auf die heutigen Bedürfnisse der alten Menschen einzugehen. Es gibt kirchliche Vereinigungen und Bewegungen, die sich dieses wichtigen und dringenden Anliegens angenommen haben. Es ist erforderlich, sich zusammenzuschließen, um gemeinsam jede Form der

Ausgrenzung zu überwinden, denn von der individualistischen Gesinnung werden nicht nur sie – die Großväter, Großmütter, die alten Menschen – überrollt, sondern alle. Wenn die Großeltern, wie es oft und von vielen Seiten heißt, eine wertvolle Ressource darstellen, müssen konsequente Entscheidungen getroffen und umgesetzt werden, die es gestatten, sie so gut wie möglich aufzuwerten.

Die Großeltern sollen wieder in der Familie, in der Kirche und in der Gesellschaft lebendig gegenwärtig sein. Was die Familie betrifft, so sollen die Großeltern weiterhin Zeugen der Einheit und der Werte sein, die auf der Treue zu einer einzigen Liebe gründen, die den Glauben und die Lebensfreude hervorbringt. Die sogenannten neuen Familienmodelle und der sich verbreitende Relativismus haben diese Grundwerte der Kernzelle der Familie geschwächt. Die Übel unserer Gesellschaft – wie ihr im Verlauf eurer Arbeiten mit Recht festgestellt habt – bedürfen dringend der Heilmittel. Könnte man angesichts der Krise der Familie nicht vielleicht einen Neuanfang setzen mit der Gegenwart und dem Zeugnis derjenigen – nämlich der Großeltern –, die über eine größere Überzeugungskraft für Werte und Vorhaben verfügen? Man kann nämlich die Zukunft nicht planen, ohne auf eine Vergangenheit zurückzugreifen, die voller bedeutsamer Erfahrungen und geistlicher und moralischer Bezugspunkte ist. Wenn ich an die Großeltern, an ihr Zeugnis der Liebe und Treue zum Leben denke, fallen mir die biblischen Gestalten von Abraham und Sara, Elisabet und Zacharias, Joachim und Anna sowie auch die hochbetagten Simeon und Hanna oder auch Nikodemus ein: sie alle erinnern uns daran, daß der Herr von einem jeden in jedem Lebensalter das Einbringen seiner Talente fordert.

Richten wir nun den Blick auf das VI. Welttreffen der Familien, das im Januar 2009 in Mexiko stattfinden wird. Ich begrüße Kardinal Norberto Rivera Carrera, Erzbischof von Mexiko-Stadt, der hier anwesend ist, und danke ihm für alles, was er in diesen Vorbereitungsmonaten zusammen mit seinen Mitarbeitern bereits verwirklicht hat. Alle christlichen Familien der Welt blicken auf diese der Kirche »immer treue« Nation, die allen Familien der Welt ihre Tore öffnen wird. Ich lade die kirchlichen Gemeinschaften, besonders die Familiengruppen, die Bewegungen und Vereine für Familien, ein, sich geistlich auf dieses gnadenreiche Ereignis vorzubereiten. Verehrte und liebe Brüder, ich danke euch noch einmal für euren Besuch und für die in diesen Tagen vollbrachte Arbeit; ich versichere euch meines Gedenkens im Gebet und erteile euch und euren Lieben von Herzen den Apostolischen Segen.

* * *

Benedikt XVI. über den geistlichen Wert von Musik

„Es besteht eine geheimnisvolle und tiefe Verwandtschaft zwischen Musik und Hoffnung“

ROM, 24. April 2008 Nach dem Konzert, das der italienische Staatspräsident Giorgio Napolitano zum dritten Jahrestag des Pontifikats von Benedikt XVI. organisiert hatte, ging der Heilige Vater auf den geistlichen Wert der Musik ein.

Herr Präsident, meine Herren Kardinäle, verehrte Brüder im Bischofs- u im Priesteramt, sehr geehrte Damen und Herren!

Am Ende dieses wunderschönen Konzerts habe ich die Freude, Ihnen allen, die daran teilgenommen haben, meinen herzlichen Gruß zu entbieten: Den zivilen und militärischen Obrigkeiten, den Persönlichkeiten und Freunden, die gekommen sind, um an diesem Moment von hohem kulturellen Wert teilzuhaben. Ich möchte vor allem dem Präsidenten der Italienischen Republik, Herrn Abgeordneten Giorgio Napolitano, meinen aufrichtigen Dank aussprechen. Er hat mir aus Anlaß des dritten Jahrestages meines Pontifikats dieses Geschenk gemacht und freundliche Worte an mich gerichtet, die ich sehr zu schätzen weiß. Danke, Herr Staatspräsident, für diese ehrerbietige und aufmerksame Geste, die ich mit großer Freude entgegengenommen habe! Ich sehe es auch als ein weiteres Zeichen für die große Zuneigung, die das italienische Volk dem Papst entgegenbringt. Mein Gruß gilt auch Ihrer werten Frau Gemahlin sowie Ihren Mitarbeitern.

In der Gewißheit, die Empfindungen aller Anwesenden zum Ausdruck zu bringen, sende ich dem Sinfonischen Chor und Orchester »Giuseppe Verdi« aus Mailand aufrichtigen Beifall. Unter der hervorragenden Leitung ihres Dirigenten Herrn Oleg Caetani haben sie mit außerordentlichem Können und ebensolcher Ausdruckskraft gespielt und gesungen. Meine Anerkennung gilt zudem der Chorleiterin, Frau Erina Gambarini. Mein herzlicher Dank geht an die Leiter der verdienstvollen Stiftung »Giuseppe Verdi«, die ich ermutige, ihren renommierten künstlerischen und kulturellen Weg fortzusetzen. Ich weiß, daß er noch bekräftigt wird durch das Bemühen, durch die Musik Trost in schwierige menschliche Situationen zu bringen, wie man sie zum Beispiel in Krankenhäusern und Gefängnissen vorfindet. Mein Dank gilt natürlich auch allen, die zur Planung und Verwirklichung dieses eindrucksvollen Ereignisses beigetragen und es auf verschiedene Weise unterstützt haben.

Wir hatten die Freude, mit aufmerksamer Anteilnahme anspruchsvolle Konzertstücke von Luciano Berio, Johannes Brahms und Ludwig van Beethoven zu hören. Ich möchte hervorheben, wie sehr die Musik von Brahms Hölderlins »Schicksalslied« mit religiösem Vertrauen bereichert hat. Diese Tatsache führt uns zur Betrachtung des geistlichen Wertes der Musik, die auf einzigartige Weise dazu bestimmt ist, im menschlichen Geist, der vom irdischen Leben so sehr gezeichnet und manchmal verletzt ist, Hoffnung zu wecken. Es besteht eine geheimnisvolle und tiefe Verwandtschaft zwischen Musik und Hoffnung, zwischen Gesang und ewigem Leben: Nicht umsonst stellt die christliche Überlieferung die Seligen beim Chorgesang dar, von der Schönheit Gottes hingerissen und verzückt. Aber die wahre Kunst, ebenso wie das Gebet, entfremdet uns nicht von der täglichen Wirklichkeit, sondern führt uns vielmehr zu ihr hin, um sie zu »bewässern« und gedeihen zu lassen, damit sie Früchte des Guten und des Friedens trägt.

Die meisterhaften Interpretationen, die wir gehört haben, rufen darüber hinaus den Wert und die universale Bedeutung des künstlerischen Erbes in Erinnerung: Ich denke besonders an die jungen Generationen, die aus der Annäherung an jenes Erbe stets neue Anregungen ziehen können, um die Welt nach den Plänen der Gerechtigkeit und der Solidarität aufzubauen, indem sie die vielfältigen Ausdrucksformen der

Kultur auf der ganzen Welt im Dienst am Menschen zur Geltung bringen. Ich denke auch an die Bedeutung, die die Erziehung zur wahren Schönheit für die Ausbildung junger Menschen besitzt. Die Kunst trägt insgesamt dazu bei, ihren Geist zu verfeinern, und richtet auf den Aufbau einer Gesellschaft aus, die offen ist gegenüber den geistigen Idealen. Italien kann in diesem Zusammenhang mit seinen einmaligen Kunstschatzen eine wichtige Rolle in der Welt spielen: Die Quantität und die Qualität der Monumente und Kunstwerke, die es besitzt, macht Italien in der Tat zu einer universalen Botin all jener Werte, die durch die Kunst zum Ausdruck gebracht und gleichzeitig gefördert werden. Die Feierlichkeit von Gesang und Musik sind auch eine ständige Einladung an die Gläubigen und die Menschen guten Willens, sich dafür einzusetzen, der Menschheit eine Zukunft zu geben, die reich ist an Hoffnung.

Herr Staatspräsident, ich danke Ihnen noch einmal für das wundervolle Geschenk, das Sie mir gemacht haben, und für die Empfindungen, die es begleitet haben. Ich erwidere sie und versichere Sie eines Gebetsgedenkens, auf daß der Herr Sie, Ihre wertvolle Frau Gemahlin, die Obrigkeiten und das ganze italienische Volk schützen möge. Mit diesen Wünschen, die ich der Fürsprache Unserer Lieben Frau vom Guten Rat anvertraue, rufe ich Gottes Segen auf alle Anwesenden und ihre Familien herab. Danke und allen einen schönen Abend!

* * *

Papst Benedikt XVI. lädt dazu ein, auf den wirksamen Schutz der Jungfrau Maria zu vertrauen

„Mit meiner Hilfe wird dir alles leicht fallen. Bleib nur standhaft“

ROM, 18. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Inmitten meines Pastoralbesuchs in Genua ist die Stunde des üblichen sonntäglichen Angelus-Gebetes gekommen, und meine Gedanken wandern natürlich zum Heiligtum Unserer Lieben Frau von Guardia zurück, vor der ich heute morgen im Gebet innegehalten habe. Zu dieser Oase in den Bergen begab sich viele Male als Pilger euer berühmter Mitbürger Papst Benedikt XV., der eine Kopie des lieben Bildes der Madonna von Guardia in den Vatikanischen Gärten aufstellen ließ. Und so wie dies mein verehrter Vorgänger Johannes Paul II. auf seiner ersten Apostolischen Pilgerreise nach Genua getan hatte, wollte auch ich meinen Pastoralbesuch mit einer Huldigung vor der himmlischen Mutter Gottes beginnen, die von der Höhe des Monte Figogna über die Stadt und all ihre Bürger wacht.

Die Überlieferung erzählt, dass die Gottesmutter zu Benedetto Pareto sprach, der unruhig war, weil er nicht wusste, wie er auf die Aufforderung zum Bau einer Kirche an jenem so weit von der Stadt entfernten Ort antworten sollte: „Habe Vertrauen in mich! Die Mittel werden dir nicht fehlen. Mit meiner Hilfe wird dir alles leicht fallen. Bleib nur standhaft.“

„Habe Vertrauen in mich!“ Das sagt uns Maria heute von Neuem. Ein der Volksfrömmigkeit sehr teures Gebet lässt uns an sie diese vertrauensvollen Worte richten, die wir heute zu unseren machen: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria: Es ist noch niemals gehört worden, dass jemand, der zu dir seine Zuflucht nahm, deinen Beistand anrief und um

deine Fürbitte dich anflehte, von dir verlassen worden sei.“ Mit dieser Gewißheit bitten wir um den mütterlichen Beistand der Muttergottes von Guardia für eure Diözesangemeinschaft, ihre Hirten, die geweihten Personen und die gläubigen Laien: für die Jugendlichen, die Familien und die alten Menschen. Wir bitten sie, besonders über die Kranken und alle Leidenden zu wachen und die bereits begonnenen missionarischen Initiativen fruchtbar werden zu lassen, um allen Menschen die Botschaft des Evangeliums zu bringen. Gemeinsam vertrauen wir Maria die ganze Stadt mit ihrer bunten Bevölkerung an, mit ihren kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Aktivitäten, mit den Problemen und Herausforderungen unserer Zeit sowie dem Engagement aller, die für das Gemeinwohl zusammenarbeiten.

Mein Blick richtet sich auf ganz Ligurien, das voller Kirchen und Marienheiligtümer ist, die wie eine Krone zwischen Meer und Bergen aufragen. Mit euch zusammen danke ich Gott für den festen und beharrlichen Glauben der vergangenen Generationen, die im Lauf der Jahrhunderte denkwürdige Seiten der Heiligkeit und menschlichen Kultur geschrieben haben. Ligurien und besonders Genua sind von je her ein Land gewesen, das auf das Mittelmeer und die ganze Welt hin offen ist: Wie viele Missionare sind von diesem Hafen aus nach Amerika und andere ferne Länder aufgebrochen! Wie viele Menschen, die vielleicht arm an materiellen Ressourcen, aber reich an Glauben und menschlichen und spirituellen Werten waren, die sie in ihre Zielorte mitgebracht haben, sind von hier aus in andere Länder ausgewandert!

Maria, Stern des Meeres, möge weiterhin über Genua leuchten! Maria, Stern der Hoffnung, möge weiterhin den Weg der Genueser, besonders der neuen Generationen, weisen, damit sie mit ihrer Hilfe dem richtigen Kurs im oft stürmischen Meer des Lebens folgen.

* * *

Benedikt XVI.: Der Glaube ist Freude, deshalb schafft er Schönheit

Generalaudiienz im Zeichen des Sängers-Predigers Romanus Melodus aus dem fünften Jahrhundert

ROM, 21. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

In der Reihe der Katechesen über die Kirchenväter möchte ich heute über eine wenig bekannte Gestalt sprechen: Romanus Melodus (der „Sänger“), der um 490 in Emesa (heute Homs) in Syrien geboren wurde. Er war Theologe, Dichter und Komponist und gehörte zur großen Schar jener Theologen, die die Theologie in Dichtung umgewandelt haben. Denken wir an seinen Landsmann, den hl. Ephraem Syrus, der 200 Jahre vor ihm gelebt hatte! Denken wir aber auch an Theologen des Westens wie den hl. Ambrosius, dessen Hymnen noch heute Teil unserer Liturgie sind und auch an das Herz rühren; oder an einen Theologen und Denker von so großer Kraft wie den hl. Thomas, der uns die Hymnen des morgigen Fronleichnamfestes geschenkt hat. Denken wir an den hl. Johannes vom Kreuz und an die vielen andere. Der Glaube ist Liebe und schafft deshalb Dichtung und Musik. Der Glaube ist Freude, deshalb schafft er Schönheit.

So ist Romanus Melodus einer von diesen; ein Theologe, der dichtet und komponiert. Nachdem er die ersten Elemente griechischer und syrischer Kultur in seiner Geburtsstadt aufgenommen hatte, übersiedelte er nach Berytus (Beirut) und vollendete dort die klassische Ausbildung und seine rhetorischen Kenntnisse. Nach seiner Weihe zum ständigen Diakon (ca. 515) war er dort für drei Jahre als Prediger tätig. Dann zog er gegen Ende der Herrschaft des Athanasius (ca. 518) nach Konstantinopel um und ließ sich dort im Kloster bei der Kirche der Theotókos, der Muttergottes, nieder.

Dort kam es zum Schlüsselerlebnis seines Lebens: Das Synaxarium informiert uns über die Erscheinung der Muttergottes im Traum und das Geschenk des dichterischen Charismas. Maria gebot ihm nämlich, ein zusammengerolltes Blatt zu verschlucken. Als er am darauf folgenden Morgen erwachte – es war das Fest der Geburt des Herrn –, deklamierte Romanus vom Ambo aus: „Heute gebärt die Jungfrau den Transzendenten“ (Hymnus „Über Weihnachten“, I. Proemium). So wurde er zum Sänger-Prediger, bis zu seinem Tod (nach 555).

Romanus bleibt uns in der Geschichte als einer der maßgeblichen Verfasser von liturgischen Hymnen erhalten. Zu jener Zeit war die Predigt für die Gläubigen eine praktisch einzigartige Gelegenheit zu katechetischer Unterweisung. Romanus steht so für einen herausragenden Zeugen des religiösen Gefühls seiner Tage, aber auch für eine lebhaft und originelle Form von Katechese.

Durch seine Kompositionen können wir einen Eindruck von der Kreativität dieser Form der Katechese gewinnen, der Kreativität des theologischen Denkens, der Ästhetik und der heiligen Ikonographie der damaligen Zeit. Der Ort, an dem Romanus predigte, war ein Heiligtum am Rande Konstantinopels: Er stieg auf den Ambo in der Mitte der Kirche und sprach zur Gemeinde, indem er auf eine ziemlich aufwendige Inszenierung zurückgriff: Er benutzte Wandbilder oder auf den Ambo gestellte Ikonen, und bediente sich auch des Dialogs.

Seine Predigten waren metrisch gesungen, so genannte „Kontakia“ (kontakia). Der Begriff „kontakion – kleine Rute“ scheint auf den kleinen Stock zu verweisen, um den die Rolle eines liturgischen oder anders gearteten Manuskripts gewickelt wurde. Die auf uns unter dem Namen des Romanus überkommenen kontakia sind 89; die Überlieferung jedoch schreibt ihm 1.000 zu.

Bei Romanus setzt sich jedes kontakion aus zumeist 18 bis 24 Strophen mit gleicher Silbenzahl zusammen, die nach dem Vorbild der ersten Strophe (heirmòs) strukturiert sind. Die rhythmischen Akzente der Verse aller Strophen werden nach denen des Hirmos gebildet. Jede Strophe schließt mit einem meist identischen Refrain (ephymnion) ab und schafft dadurch eine dichterische Einheit. Darüber hinaus benennen die Anfangsbuchstaben der einzelnen Strophen den Namen des Autors (akrostichon), dem oft das Adjektiv „demütig“ voransteht. Ein Gebet, das sich auf die gefeierten oder erlebten Umstände bezieht, schließt den Hymnus ab.

Nach der Lesung aus der Bibel sang Romanus das Prooimion (Präludium) meist in Form eines Gebetes oder einer Bitte. Auf diese Weise kündigte er das Thema der Predigt an, und erklärte den Refrain, der am Ende jeder

Strophe, die er rhythmisch kadenziert mit lauter Stimme vortrug, im Chor zu wiederholen war.

Ein bedeutsames Beispiel bietet uns das Kontakion zum Karfreitag. Es besteht aus einem dramatischen Dialog zwischen der Jungfrau Maria und dem Sohn, der sich auf dem Kreuzweg abspielt. Maria spricht: „Wohin gehst du, Sohn? Warum vollendest du so schnell den Lauf deines Lebens? Nie hätte ich geglaubt, o Sohn, dich in diesem Zustand zu sehen, noch hätte ich es mir vorstellen können, dass jene Frevler bis zu derartiger Wut gelangen, dass sie Hand an dich legen entgegen jeglicher Gerechtigkeit.“ Jesus antwortet: „Warum weinst du, Mutter? [...] Sollte ich nicht leiden? Sollte ich nicht sterben? Wie also könnte ich dann Adam retten?“ Der Sohn Mariens tröstet die Mutter; er ruft ihr jedoch seine Rolle in der Heilsgeschichte in Erinnerung: „Deinen Schmerz leg ab, Mutter, leg ihn ab: Es ziemt sich nicht für dich zu stöhnen, da du ‚voll der Gnade‘ genannt wurdest“ (Maria unter dem Kreuz, 1-2; 4-5).

Im Hymnus über das Opfer Abrahams behält sich dann Sara die Entscheidung über das Leben von Isaak vor. Abraham sagt: „Wenn Sara all deine Worte hören wird, o Herr, und diesen deinen Willen erkannt haben wird, so wird sie mir sagen: Wenn der, der ihn uns gegeben hat, ihn wieder zu sich holt, warum hat er ihn uns geschenkt? [...] Du, o Greis, meinen Sohn lass mir, und wenn der, der dich gerufen hat, ihn haben will, so wird er es mir sagen müssen“ (Das Opfer des Abraham, 7).

Romanus verwendet nicht das byzantinische Griechisch des Hofes, sondern ein einfaches Griechisch, das der Sprache des Volkes nahe steht. Ich möchte ein Beispiel seiner lebhaften und sehr persönlichen Art des Sprechens über Jesus, den Herrn, zitieren: Er nennt ihn „Quelle, die nicht brennt, und Licht gegen die Finsternis.“ Und er sagt: „Ich brenne danach, dich in Händen zu halten wie eine Lampe. Wer nämlich eine Öllampe unter den Menschen trägt, der ist erleuchtet, ohne zu brennen. Erleuchte mich also, du, der du die unauslöschliche Öllampe bist!“ (Die Vorstellung oder das Fest der Begegnung, 8).

Die Überzeugungskraft seiner Predigten gründete auf der großen Übereinstimmung, die zwischen seinen Worten und seinem Leben herrschte. In einem Gebet sagt er: „Mach meine Sprache deutlich, mein Heiland, öffne mir den Mund, und wenn du ihn gefüllt hast, dann durchbohre mein Herz, auf dass mein Handeln in Einklang mit meinen Worten stehe“ (Sendung der Apostel, 2).

Untersuchen wir jetzt einige seiner Hauptthemen. Ein grundlegendes Thema seiner Predigt ist die Einheit des Wirkens Gottes in der Geschichte, die Einheit von Schöpfung und Heilsgeschichte, die Einheit des Alten und des Neuen Testaments.

Ein weiteres bedeutendes Thema ist die Pneumatologie, das heißt die Lehre vom Heiligen Geist. Am Pfingstfest hebt er die Kontinuität hervor, die zwischen dem in den Himmel aufgefahrenen Christus und den Aposteln besteht, das heißt der Kirche, und preist deren missionarisches Wirken in der Welt: „[...] Mit göttlicher Tugend haben sie die Menschen erobert; sie haben das Kreuz Christi wie eine Feder genommen, sie haben die Worte wie Netze benutzt, und mit ihnen haben sie die Welt gefischt. Sie haben das Wort als

spitzen Angelhaken gehabt, zum Köder wurde für sie das Fleisch des Herrschers des Universums“ (Pfingsten 2;18).

Ein weiteres zentrales Thema ist natürlich die Christologie. Er lässt sich nicht auf das Problem der schwierigen theologischen Begriffe ein, die in der damaligen Zeit so sehr diskutiert wurden und die die Einheit nicht nur unter den Theologen zerrissen haben, sondern auch unter den Christen in der Kirche. Er predigt eine einfache, aber grundlegende Christologie, die Christologie der großen Konzilien. Vor allem aber steht er der Volksfrömmigkeit nahe – im Übrigen sind die Begriffe der Konzilien aus der Volksfrömmigkeit und aus der Erkenntnis des christlichen Herzens heraus entstanden –, und so unterstreicht Romanus, dass Christus wahrer Mensch und wahrer Gott ist, und da er wahrer Mensch-Gott ist. Er ist eine Person, die Synthese zwischen Schöpfung und Schöpfer: In seinen menschlichen Worten hören wir das Wort Gottes selbst sprechen. „Christus war Mensch“, sagt er, „aber er war auch Gott, nicht aber zweigeteilt: Er ist einer – Sohn eines Vaters, der ein einziger ist“ (Die Passion, 19).

Was die Mariologie betrifft, so ist Romanus der Jungfrau für das Geschenk des dichterischen Charismas dankbar; so gedenkt er ihrer am Ende fast all seiner Hymnen, und widmet ihr seine schönsten Kontakia: Weihnachten, Verkündigung, Göttliche Mutterschaft, Neue Eva.

Die ethischen Lehren beziehen sich schließlich auf das Jüngste Gericht (Die zehn Jungfrauen [II]). Er führt uns hin zu diesem Augenblick der Wahrheit unseres Lebens, der Gegenüberstellung mit dem gerechten Richter, und deshalb mahnt er zur Umkehr, in der Buße und im Fasten. Positiv gesagt muss der Christ die Nächstenliebe und das Almosen üben.

Er hebt den Primat der Liebe über die Enthaltbarkeit in zwei Hymnen hervor, in den Hymnen Die Hochzeit von Kanaan und Die zehn Jungfrauen. Die Liebe ist die größte Tugend: „[...] Zehn Jungfrauen besaßen die Tugend der unversehrten Jungfräulichkeit, für fünf von ihnen aber brachte die harte Übung keine Frucht. Die anderen leuchteten aufgrund der Lampen der Liebe für die Menschheit; darum lud sie der Bräutigam zu sich“ (Die zehn Jungfrauen, 1).

Pochende Menschlichkeit, Glaubensglut, tiefe Demut durchdringen die Gesänge des Romanus Melodus. Dieser große Dichter und Komponist bringt uns den gesamten Schatz der christlichen Kultur ins Gedächtnis, der aus dem Glauben entstanden ist, und der aus dem Herzen entstanden ist, das Christus begegnete, dem Sohn Gottes. Aus diesem Zusammentreffen des Herzens mit der Wahrheit, die Liebe ist, entsteht die Kultur, ist die ganze große christliche Kultur entstanden. Und wenn der Glaube lebendig bleibt, so wird auch dieses kulturelle Erbe nicht zu etwas Totem, sondern bleibt lebendig und gegenwärtig.

Die Ikonen sprechen auch heute zum Herzen der Gläubigen. Sie sind nicht einfach Vergangenes. Die Kathedralen sind keine mittelalterlichen Monumente, sondern Wohnstätten des Lebens, wo wir uns „zu Hause“ fühlen: Wir begegnen Gott und einander.

Auch die große Musik – der Gregorianische Choral oder Bach oder Mozart – gehört nicht einfach zur Vergangenheit, sondern lebt von der Lebendigkeit der Liturgie und unseres Glaubens. Wenn der Glaube lebendig ist, wird die christliche Kultur nicht zu etwas, das „vergangen“ ist, sondern sie bleibt lebendig und gegenwärtig. Und wenn der Glaube lebendig ist, können wir auch heute dem Gebot entsprechen, das immer wieder in den Psalmen angesprochen wird: „Singt dem Herrn ein neues Lied.“

Kreativität, Innovation, neues Lied, neue Kultur und Gegenwart des ganzen kulturellen Erbes in der Lebendigkeit des Glaubens schließen sich nicht aus, sondern sind eine einzige Wirklichkeit. Sie sind die Gegenwart der Schönheit Gottes und der Freude, seine Kinder zu sein.

* * *

Botschaft vom Papst zum 97. Deutschen Katholikentag

„Wer sein Leben mit Gott lebt, dessen Leben wird weit!“

ROM, 21. Mai 2008 Meinem verehrten Bruder Bischof Franz-Josef Bode, Bischof von Osnabrück, den Bischöfen, Priestern, Diakonen und Ordensleuten sowie allen Katholikentagsteilnehmern in Osnabrück Liebe Brüder und Schwestern in Christus!

Aus der Weite der Weltkirche grüße ich alle, die sich zur Eröffnungsveranstaltung des 97. Deutschen Katholikentags vor dem Dom St. Peter in Osnabrück versammelt haben. Der Friede unseres gekreuzigten und auferstandenen Herrn Jesus Christus, der seiner Kirche immer nahe bleibt, sei mit euch! Mein besonderer Gruß gilt dem Bischof von Osnabrück, den anwesenden Kardinälen und den Mitbrüdern im Bischofsamt sowie dem Zentralkomitee der Deutschen Katholiken, das diesen Katholikentag gemeinsam mit dem Bistum Osnabrück veranstaltet. Ebenso grüße ich die Vertreter des öffentlichen Lebens und alle, die über Rundfunk und Fernsehen mit dabei sind.

„Du führst uns hinaus ins Weite“ (vgl. Ps 18, 20) ist das Leitwort, unter dem der Katholikentag steht. Was ist diese Weite, in die uns die Begegnung mit Gott, der Glaube hineinführt? Nicht wenige Menschen von heute haben ganz im Gegenteil zu diesem Psalmwort die Furcht, daß der Glaube ihr Leben einengt, daß sie ins Gehäuse der kirchlichen Gebote und Lehren eingezwängt werden und nicht mehr frei sind, sich in der Weite des Lebens und des Denkens von heute bewegen zu können. Sie fühlen sich wie der jüngere Sohn im Gleichnis von den zwei Brüdern (Lk 15, 11-32) gedrängt, auszuziehen, Gott beiseite zu lassen und die ganze Weite der Welt zu verkosten. Aber am Schluß wird diese Weite dann doch eng und leer. Erst wenn unser Leben bis zum Herzen Gottes hinaufreicht, hat es die Weite gefunden, für die wir geschaffen sind. Ein Leben ohne Gott wird nicht freier und weiter. Der Mensch ist für das Unendliche bestimmt. Nichts anderes reicht für ihn. Wer aber Gott wegläßt, beschränkt Leben und Welt auf das Endliche, auf das, was wir selber machen und erdenken können, und das ist immer zu wenig. Ja, das Psalmwort ist wahr: Gott gibt uns die Weite, die wir brauchen. Er weitet vor allem unser Herz, daß wir nicht mehr bloß an uns selber denken und um uns selber sorgen. Das Herz, das für Gott offen geworden ist, ist durch die Weite Gottes selbst großzügig und weit geworden. So ein Mensch braucht nicht mehr ängstlich sich umzusehen nach dem eigenen Glück,

nach dem eigenen Erfolg und nach der Meinung der anderen. Er ist frei und großmütig geworden, offen für Gottes Ruf. Er kann sich getrost ganz geben, weil er sich – wohin er auch geht – in Gottes guten Händen geborgen weiß. Wem das Herz geweitet wird, der kann Gott und dem Nächsten in seinem Leben einen Ehrenplatz einräumen, der wird gesund durch die Begegnung mit Gott. Wir alle wissen, wie sehr unsere heutige Welt diese Begegnung braucht, wie sehr die Menschen nach dem lebendigen Wasser dürsten, das nur Gott geben kann und das in ihnen „zur sprudelnden Quelle wird, deren Wasser ewiges Leben schenkt“ (Joh 4, 14). Vertrauen wir darauf, daß die Begegnung mit Gott in seinem Wort und in der Feier der Eucharistie unsere Herzen weitet und uns zu sprudelnden Quellen für den Glauben unserer Mitmenschen macht. Vertrauen wir darauf, daß die vielen Begegnungen der kommenden Tage – auch mit den Gästen aus anderen Konfessionen und Religionen – die Liebe wachsen läßt zu Gott, der ein so weites Herz hat für die Menschen und der selbst die Liebe ist.

Doch die Weite, in die Gott uns führt, ist nicht nur die Weite in uns, sondern auch die Weite vor uns, die Weite der Zukunft. Deshalb ruft uns das Leitwort des Katholikentags auf, das Vertrauen zu Gott in uns zu stärken, das Vertrauen, daß Gott uns in eine Zukunft führt, die gut ist. „Habt Vertrauen, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ ruft Jesus den Jüngern zu, die sich im Gegenwind beim Rudern auf dem See Gennesaret abmühen (Mk 6, 50). Auch wenn die Gegenwart uns manchmal stürmisch ins Gesicht bläst und uns angst und bange wird um die Zukunft: Wir dürfen Vertrauen haben, wir müssen uns nicht fürchten, weil Gott es ist, der uns entgegenkommt. Wenn wir die Zukunft auf diese Weise begreifen, dann können wir die Herausforderungen annehmen, die sie an uns stellt. Dann können wir die Zukunft gestalten und ihre Chancen nutzen. Dazu rufe ich euch, die ihr in Osnabrück versammelt seid, auf: Überlaßt die Gestaltung der Zukunft nicht nur anderen, sondern bringt euch selbst mit Phantasie und Überzeugungskraft in die Debatten der Gegenwart ein! Deshalb ist es gut, daß ihr in Osnabrück zunächst Gott in den Blick nehmt, Gottesdienst feiert und biblische Impulse hört und von daher dann auch über die verschiedenen Felder der Politik und der Gesellschaft diskutiert. Nehmt mit dem Evangelium als Maßstab aktiv am politischen und gesellschaftlichen Geschehen in eurem Land teil! Wagt die Mitgestaltung der Zukunft als katholische Laien in Verbundenheit mit den Priestern und Bischöfen! Mit Gott im Rücken könnt ihr mutig handeln, denn Er ist es, der uns versichert: „Ich will euch eine Zukunft und eine Hoffnung geben“ (Jer 29, 11).

Zum Schluß möchte ich noch ein eigenes Wort des Grußes an die vielen Jugendlichen richten, die zum Katholikentag gekommen sind, auch weil Bischof Bode als Jugendbischof der Deutschen Bischofskonferenz euch in besonderer Weise nahesteht und eingeladen hat. Vielen von euch bin ich beim Weltjugendtag 2005 in Köln begegnet, nicht wenige werde ich hoffentlich schon bald beim Weltjugendtag in Sydney in diesem Jahr wiedersehen. Ich freue mich, daß ihr euch nun in Osnabrück versammelt habt, um euch gegenseitig im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe zu bestärken. Nutzt diese Gelegenheit und laßt euch durch die Botschaft des Katholikentags in die Weite der Möglichkeiten Gottes führen! Gott will euer ganzes Leben durchdringen und euch

zeigen, wie groß die Freiheit derjenigen ist, die ihr Leben in seine Hände legen. Wer sein Leben mit Gott lebt, dessen Leben wird weit!

Liebe Brüder und Schwestern, gerne begleite ich eure gemeinsamen Tage in Osnabrück mit meinem Gebet und erteile euch allen von Herzen den Apostolischen Segen.

* * *

Benedikt XVI.: „Die Eucharistie ist Schule der Nächstenliebe und Solidarität“

Angelus-Ansprache über das „wunderbare Geschenk Christi“

ROM, 25. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

In Italien und verschiedenen anderen Ländern wird heute das Fest Fronleichnam begangen, das im Vatikan und in anderen Nationen bereits am vergangenen Donnerstag gefeiert wurde. Fronleichnam ist das Fest der Eucharistie, wunderbares Geschenk Christi, der uns während des Letzten Abendmahls das Gedächtnis seines Osterns hinterlassen wollte, das Sakrament seines Leibes und seines Blutes, Gewähr seiner unendlichen Liebe zu uns. Vor einer Woche zog das Geheimnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit unsere Blicke auf sich; heute sind wir dazu eingeladen, diese Blicke auf die heilige Hostie zu heften: Sie ist Gott selbst – die Liebe selbst! Das ist das Schöne der christlichen Wahrheit: Der Schöpfer und Herr über alle Dinge wurde zum „Weizenkorn“, um in unserem Erdboden, in den Furchen unserer Geschichte gesät zu werden. Er machte sich zum Brot, um gebrochen, geteilt, gegessen zu werden. Er wurde zu unserer Speise, um uns das Leben zu schenken – sein göttliches Leben. Er wurde in Betlehem geboren, was auf Hebräisch „Haus des Brotes“ bedeutet, und als er seine Verkündigung vor den Menschenmengen begann, offenbarte er, dass der Vater ihn als „lebendiges Brot“ in die Welt entsandt hatte, „das vom Himmel herabgekommen ist“, als „Brot des Lebens“.

Die Eucharistie ist Schule der Nächstenliebe und Solidarität. Wer sich am Brot Christi nährt, kann gegenüber denen nicht gleichgültig bleiben, die auch in unseren Tagen ohne ihr tägliches Brot sind. Vielen Eltern gelingt es nur mit Mühe, dieses Brot für sich und ihre Kinder zu besorgen. Das ist ein immer größeres Problem. Die internationale Gemeinschaft tut sich schwer, es zu lösen. Die Kirche betet nicht nur: „Unser tägliches Brot gib uns heute“, sondern sie folgt dem Beispiel ihres Herren und setzt sich auf vielerlei Weisen dafür ein, „die fünf Laibe Brot und die zwei Fische zu vermehren“; mit zahlreichen Initiativen zur Förderung des Menschen und des gemeinsamen Teilens, damit es keinem am Lebensnotwendigen fehle.

Liebe Brüder und Schwestern, das Fronleichnamfest möge eine Gelegenheit sein, um in dieser konkreten Eilfertigkeit gegenüber den Brüdern, besonders den Armen, zu wachsen. Diese Gnade erlange uns die Jungfrau Maria, von der der Sohn Gottes Fleisch und Blut angenommen hat, wie wir in einem berühmten eucharistischen Hymnus wiederholen, der von den größten Komponisten vertont worden ist: „Ave verum corpus natum de Maria Virgine“, und der mit der Anrufung schließt: „O Iesu dulcis, o Iesu pie, o Iesu fili Mariae!“ Maria, die Jesus in ihrem Schoß trug und so der

lebendige „Tabernakel“ der Eucharistie war, möge uns ihren Glauben an das heilige Geheimnis des Leibes und des Blutes ihres göttlichen Sohnes mitteilen, damit es wirklich der Mittelpunkt unseres Lebens sei. Um sie versammelt, werden wir uns am nächsten Samstag, den 31. Mai, um 20.00 Uhr auf dem Petersplatz anlässlich des Abschlusses des Marienmonats zu einer besonderen Feier einfinden.

* * *

Benedikt XVI.: Der Urgrund des Friedens liegt in Gott

Gregor der Große, eine Leitfigur für unsere Zeit

ROM, 28. Mai 2008 - Liebe Brüder und Schwestern!

Am letzten Mittwoch habe ich über Romanus Melodus gesprochen, einen im Abendland wenig bekannten Kirchenvater. Heute möchte ich die Gestalt eines der größten Kirchenväter der Geschichte der Kirche vorstellen, einen der vier Kirchenlehrer des Abendlandes: den hl. Papst Gregor, der zwischen 590 und 604 Bischof von Rom war und dem die Tradition den Titel Magnus/ der Große zuwies. Gregor war wirklich ein großer Papst und ein großer Kirchenlehrer! Er wurde um das Jahr 540 in Rom geboren und entstammte einer reichen Patrizierfamilie, der gens Anicia, welche sich nicht nur durch den Adel des Blutes, sondern auch durch die feste Verbundenheit mit dem christlichen Glauben und durch die dem Apostolischen Stuhl geleisteten Dienste auszeichnete. Aus dieser Familie waren zwei Päpste hervorgegangen: Felix III. (483-492), Urgroßvater des Gregor, und Agapet I. (535-536). Das Haus, in dem Gregor aufwuchs, befand sich am Clivus Scauri, umgeben von wunderbaren Gebäuden, die für die Größe des antiken Rom und der geistlichen Kraft des Christentums Zeugnis ablegten. Hohe christliche Gefühle wurden ihm dann durch das Vorbild seiner Eltern Gordianus und Silvia inspiriert, die beide als Heilige verehrt werden, sowie durch jenes von zwei Tanten väterlicherseits, Emiliana und Tarsilia, die in ihrem Haus als geweihte Jungfrauen einen gemeinsamen Weg des Gebets und der Askese lebten.

Gregor nahm bald die Karriere des Verwaltungsbeamten auf, der auch der Vater gefolgt war, und 572 erreichte er deren Höhepunkt und wurde Präfekt der Stadt. Diese durch die Traurigkeit der Zeit kompliziert gewordene Obliegenheit gestattete es ihm, sich in einem breiten Rahmen mit allen Arten von Verwaltungsproblemen zu beschäftigen und so für die künftigen Aufgaben Erhellung zu erfahren. Im besonderen blieb ihm ein tiefer Sinn für Ordnung und Disziplin erhalten: nachdem er Papst geworden war, riet er den Bischöfen, für die Verwaltung der kirchlichen Angelegenheiten die Sorgfalt und die Achtung vor dem Gesetz zum Vorbild zu nehmen, die den zivilen Funktionären eignet. Nichtsdestoweniger sollte ihn dieses Leben nicht befriedigen, da er nicht viel später beschloss, jedes zivile Amt aufzugeben, um sich in sein Haus zurückzuziehen und das Leben des Mönchs zu beginnen, wobei er das Haus der Familie in das Kloster Sant' Andrea al Celio verwandelte. Nach dieser Zeit des monastischen Lebens, eines Lebens des ständigen Dialogs mit dem Herrn im Hören seines Wortes, wird er sich immer mit Heimweh zurückerinnern, was immer wieder und immer mehr in seinen Predigten zum Vorschein kommt: mitten unter den Stacheln der Hirtensorgen wird er mehrmals in seinen

Schriften an sie als eine glückliche Zeit der Sammlung in Gott, der Hingabe an das Gebet, des heiteren Eintauchens in das Studium erinnern. So konnte er jene tiefe Kenntnis der Heiligen Schrift und der Kirchenväter erlangen, deren er sich dann in seinen Werken bediente.

Gregors Rückzug ins Kloster jedoch war nicht von langer Dauer. Die wertvolle Erfahrung, die er sich in der zivilen Verwaltung in einer von schweren Problemen belasteten Zeit erworben hatte, die Beziehungen, die er in diesem Amt mit den Byzantinern gepflegt hatte, die universale Hochachtung, die er sich erworben hatte, veranlassten Papst Pelagius dazu, ihn zum Diakon zu ernennen und ihn nach Konstantinopel als seinen „Apokrisiar“, heute würde man sagen als seinen „Apostolischen Nuntius“, zu entsenden, um die Unterstützung des Kaiser für die Anstrengung zu erlangen, den Druck durch die Langobarden einzudämmen. Der Aufenthalt in Konstantinopel, wo er zusammen mit einer Gruppe von Mönchen das monastische Leben wieder aufgenommen hatte, war sehr wichtig für Gregor, da er ihm die Möglichkeit gab, direkte Erfahrungen der byzantinischen Welt zu sammeln und auch dem Problem der Langobarden näher zu kommen, das dann während der Jahre des Pontifikats seine Geschicklichkeit und Kraft auf eine harte Probe stellen sollte. Nach einigen Jahren wurde er vom Papst nach Rom zurückberufen, der ihn zu seinem Sekretär ernannte. Es waren schwierige Jahre: die ständigen Regenfälle, die überufernden Flüsse, die Hungersnot quälten viele Gegenden Italiens und Rom selbst. Zum Schluss brach auch die Pest aus, die zahlreiche Opfer forderte, unter diesen auch Papst Pelagius II. Der Klerus, das Volk und der Senat wählten einmütig zu dessen Nachfolger auf dem Stuhl des Petrus gerade Gregor. Er versuchte zu widerstehen und unternahm dabei auch die Flucht, aber es war nichts zu machen: am Ende musste er nachgeben. Es war das Jahr 590.

Der neue Papst erkannte in dem, was geschehen war, den Willen Gottes und machte sich so emsig an die Arbeit. Von Anfang an legte er eine einzigartig nüchterne Sicht der Wirklichkeit an den Tag, mit der er sich messen musste, eine außerordentliche Arbeitsfähigkeit sowohl in den kirchlichen als auch zivilen Angelegenheiten, ein stetes Gleichgewicht in den auch mutigen Entscheidungen, die das Amt ihm auferlegte. Dank der Registri Epistolarum (Verzeichnisse seiner ca. 800 Briefe) ist von seiner Regierung eine breite Dokumentation erhalten. In den Briefen spiegelt sich die tägliche Auseinandersetzung mit den komplexen Fragestellungen wider, die auf seinem Arbeitstisch zusammenflossen. Es handelte sich um Fragen, die an ihn von den Bischöfen, den Äbten, den Klerikern und auch von den zivilen Autoritäten jedes Amtes und jedes Ranges herangetragen wurden. Unter den Problemen, die zu jener Zeit Italien und Rom quälten, befand sich eines von besonderer Bedeutung sowohl im zivilen als auch im kirchlichen Bereich: das Problem der Langobarden. Ihm widmete der Papst jede mögliche Kraft, um zu einer wahrhaft Frieden bringenden Lösung zu gelangen. Im Unterschied zum byzantinischen Kaiser, der von der Voraussetzung ausging, dass die Langobarden nur grobe und räuberische Individuen wären, die zu besiegen oder zu vernichten sind, sah der hl. Gregor diese Menschen mit den Augen des guten Hirten und sorgte sich darum, ihnen das

Wort des Heils zu verkünden; so schloss er mit ihnen Beziehungen der Brüderlichkeit im Ausblick auf einen künftigen Frieden, der auf der gegenseitigen Achtung und dem ruhigen Zusammenleben zwischen Italienern, Byzantinern und Langobarden gründete. Er sorgte sich um die Bekehrung der jungen Völker und die neue zivile Ordnung Europas: die Westgoten Spaniens, die Franken, die Sachsen, die Einwanderer Britanniens und die Langobarden waren die bevorzugten Empfänger seiner Mission der Evangelisierung. Gestern haben wir den liturgischen Gedenktag des hl. Augustinus von Canterbury begangen, des Oberhauptes einer Gruppe von Mönchen, die von Gregor den Auftrag erhalten hatten, nach Britannien zu gehen, um England zu evangelisieren.

Der Papst – er war ein wahrer Friedensstifter – setzte sich ernsthaft dafür ein, einen echten Frieden in Rom und Italien zu erlangen, indem er mit dem langobardischen König Agilulf angestrengte Verhandlungen führte. Diese Verhandlungen hatten eine Zeit der Waffenruhe zur Folge, die ca. drei Jahre dauerte (598-601), nach deren Ablauf es möglich war, 603 einen stabileren Waffenstillstand zu vereinbaren. Dieses positive Ergebnis wurde auch dank der parallelen Kontakte erreicht, die der Papst in der Zwischenzeit mit der Königin Theodolinda unterhielt, einer bayerischen Prinzessin, die im Unterschied zu den anderen germanischen Völkern katholisch, zutiefst katholisch war. Es ist eine Reihe von Briefen Papst Gregors an diese Königin erhalten, in denen er seine Hochachtung und Freundschaft mit ihr offenlegt. Theodolinda gelang es, den König allmählich zum Katholizismus hinzuführen und so den Weg des Friedens vorzubereiten. Der Papst sorgte sich auch darum, ihr die Reliquien für die Basilika des hl. Johannes des Täufers zu übersenden, die sie in Monza errichten lassen hatte; ebenso wenig versäumte er es, ihr seine Glückwünsche und wertvolle Geschenke für dieselbe Kathedrale von Monza anlässlich der Geburt und der Taufe ihres Sohnes Adaloaldus zu übermitteln. Die Geschehnisse um diese Königin bilden ein schönes Zeugnis für die Wichtigkeit der Frauen in der Geschichte der Kirche. Im Grunde waren die Ziele, auf die Gregor ständig setzte, drei: die Expansion der Langobarden in Italien einzudämmen; die Königin Theodolinda dem Einfluss der Schismatiker zu entziehen und ihren katholischen Glauben zu stärken; zwischen den Langobarden und den Byzantinern im Ausblick auf eine Vereinbarung zu vermitteln, die den Frieden auf der Halbinsel gewährleistet und es gleichzeitig gestattet, unter den Langobarden selbst mit der Evangelisierung wirken. Seine Ausrichtung in der komplexen Angelegenheit war also eine zweifache: Vereinbarungen auf dem diplomatisch-politischen Gebiet zu fördern und die Verkündigung des wahren Glaubens unter den Völkern zu verbreiten.

Neben dem rein geistlichen und pastoralen Wirken war Papst Gregor auch aktiver Protagonist einer vielgestaltigen sozialen Aktivität. Mit den Erträgen des ansehnlichen Vermögens, das der römische Stuhl in Italien und besonders in Sizilien besaß, kaufte und verteilte er Korn, stand er den Bedürftigen bei, half er dem Klerus, den Mönchen und Mönchinnen, die in Armut lebten, zahlte er Lösegelder für Bürger, die von den Langobarden gefangen genommen worden waren, erkaufte er Waffenruhen und

Waffenstillstände. Darüberhinaus verwirklichte er in Rom und anderen Teilen Italiens mit Sorgfalt eine Neuordnung der Verwaltung und gab dabei präzise Weisungen, damit die die Güter der Kirche, die für ihren Unterhalt und ihr Werk der Evangelisierung in der Welt nützlich waren, mit absoluter Korrektheit und entsprechend den Regeln der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit verwaltet werden. Er forderte, dass die Lehnbauern vor den Missbräuchen durch die Pächter des der Kirche gehörenden Landes geschützt und im Falle des Betrugs rasch entschädigt werden, damit das Antlitz der Braut Christi nicht durch unehrlichen Gewinn beschmutzt werde.

Gregor verrichtete diese intensive Aktivität trotz seiner schwachen Gesundheit, die ihn oft zwang, auch für lange das Bett zu hüten. Das während der Jahre des monastischen Lebens praktizierte Fasten hatte ihm ernsthafte Störungen des Verdauungsapparats eingetragen. Desweiteren hatte er eine sehr schwache Stimme, so dass er oft gezwungen war, einem Diakon die Lesung seiner Predigten zu überlassen, damit die in den römischen Basiliken anwesenden Gläubigen ihn hören konnten. Er tat dennoch das Mögliche, um an den Festtagen die Missarum sollempnia, das heißt die feierliche Messe zu feiern, und dabei begegnete er persönlich dem Volk Gottes, das ihm sehr zugeneigt war, da es in ihm einen angesehenen Bezugspunkt sah, aus dem Sicherheit geschöpft werden konnte: nicht aus Zufall wurde ihm bald der Titel consul Dei zugewiesen. Trotz der sehr schwierigen Umstände, unter denen er wirken musste, gelang es ihm dank der Heiligkeit seines Lebens und seiner reichen Menschlichkeit, das Vertrauen der Gläubigen zu gewinnen und sowohl für seine Zeit als auch für die Zukunft wirklich großartige Ergebnisse zu erreichen. Er war ein in Gott versenkter Mensch: im Grund seiner Seele war die Sehnsucht nach Gott immer lebendig, und gerade deshalb stand er immer dem Nächsten, den Bedürfnissen der Menschen seiner Zeit, sehr nahe. In einer unheilvollen, ja verzweifelten Zeit verstand er es, Frieden zu schaffen und Hoffnung zu schenken. Dieser Mann Gottes zeigt uns, wo die wahren Quellen des Friedens sind, woher die wahre Hoffnung kommt. So wird er zu einer Leitfigur auch für uns heute.